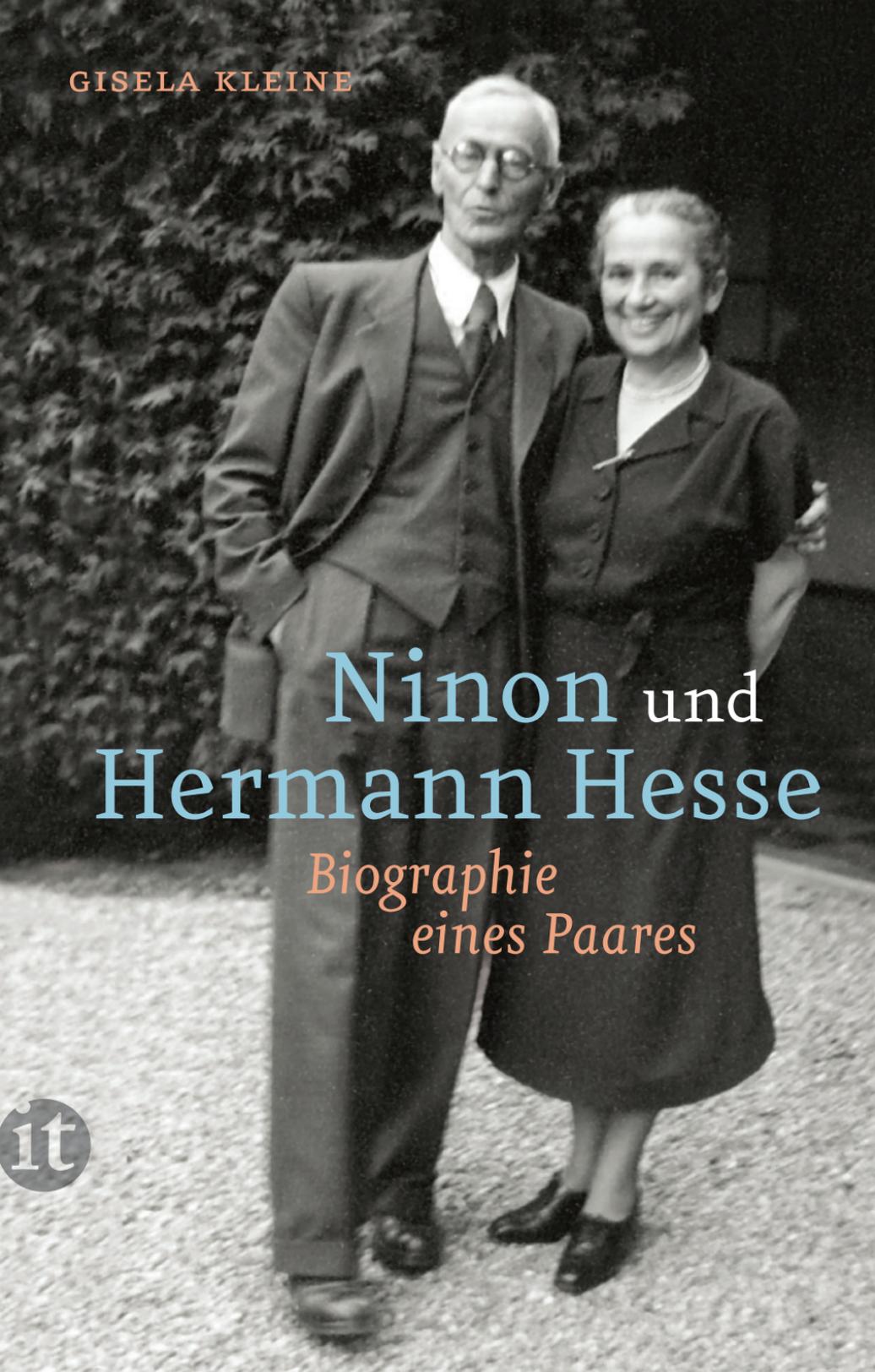


GISELA KLEINE



Ninon und
Hermann Hesse

*Biographie
eines Paares*

it

insel taschenbuch 4498
Gisela Kleine
Ninon und Hermann Hesse



GISELA KLEINE

Ninon und
Hermann Hesse

Biographie eines Paares

Insel Verlag

Die Ausgabe erschien erstmals 1982 im Jan Thorbecke Verlag,
Sigmaringen, unter dem Titel *Ninon und Hermann Hesse – Leben als Dialog*.
Als Suhrkamp Taschenbuch (St 1384) war sie unter dem Titel
Zwischen Welt und Zaubergarten erhältlich.

Umschlagabbildung: Ninon und Hermann Hesse während der 50er Jahre
Foto: Privatarhiv Gisela Kleine, München

Erste Auflage 2017

insel taschenbuch 4498

© Insel Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Schimmelpenninck. Gestaltung, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36198-5

Inhalt

Einleitung	II
<i>Erstes Kapitel</i>	
Zwänge und Freiheiten	
Kindheit und Jugend in Czernowitz	20
<i>Zweites Kapitel</i>	
Versuche mit der Wirklichkeit	
Medizinstudium in Wien	67
<i>Drittes Kapitel</i>	
Übergänge	
Das Studium der Kunstgeschichte und die Ehe mit Benedikt Fred Dolbin	109
<i>Viertes Kapitel</i>	
Verlassenheit	
Der Tod von Eltern und Schwester	
Die Trennung von Dolbin	152
<i>Fünftes Kapitel</i>	
Doppelbindung	
Hesse – Schutzgott und Geliebter	
Dolbin – Freund und Bruder	197
<i>Sechstes Kapitel</i>	
Fern-Nähe	
Gemeinschaft ohne Gegenseitigkeit	242
<i>Siebtes Kapitel</i>	
Geteiltes Leid und produktive Einsamkeit	
Wandlung von Hesses Frauenbild	291

<i>Achtes Kapitel</i>	
Zwischen Welt und Zaubergarten	
Ehe im Bannkreis des gläsernen Spiels	342
<i>Neuntes Kapitel</i>	
Doppelklang der späten Ehejahre	
Hilfe für Verfolgte und Bedrängte	387
<i>Zehntes Kapitel</i>	
Spiegelungen	
Dionysos – Apollon – Hera	446
<i>Elftes Kapitel</i>	
Abschied	
Dienst an Hesses literarischem Vermächtnis	505
<i>Zeittafel</i>	558
<i>Anmerkungen</i>	565
<i>Verzeichnis der Personennamen und Werktitel</i>	651
<i>Dank</i>	663

Wenn ich mir einen Grabspruch
wünschen dürfte,
so wäre es Sophokles, Aias 394:

σκότος ἐμὸν φάος

Dunkel, du mein Licht

Ninon Hesse



Atto di pubblicazione.

Hanno presentato la promessa matrimoniale:

Nome Hense Hermann, scrittore, Sivoigiate.
 Nome cognome del padre
 del 26 aprile 1927 in Wenger Ruth
 di Berna (Svizzera), domiciliato a Montagnola
 nato a Calb. (Württemberg) il 2 luglio 1877

Nome Minon Dolbin nata Ausländer Sivoigiate
 Nome cognome del padre
 del 10 settembre 1931 in Benedict Fred. Dolbin
 di Vienna (Austria), domiciliata a Montagnola
 nata a Cernovitz (Romania) il 18 settembre 1895

Pubblicando la presente promessa di nozze che le opposizioni che possono essere fatte a questo matrimonio per causa d'incapacità degli sposi o d'impedimento legale (codice civile art. 96-104) debbono essere presentate per iscritto all'ufficio dello stato civile, entro il termine di dieci giorni dalla data della pubblicazione.

Affisso il 16 ottobre 1931
 a Montagnola e
 di Debrun



L'Ufficiale dello stato civile: *

A. P. ...
 * del circondario dove l'atto di pubblicazione è stato affisso.

Beglaubigte Heberstattung.

Schweizer Eidgenossenschaft
 Kanton Tessin

Zivilstandsbericht von Montagnola.

A u f g e b o t .

Es haben ihr Eheverhältnis erklärt:

Name: H e n s e Hermann
 Beruf: Schriftstaller
 Zivilstand: geschieden seit den 26. April 1927 von Wenger Ruth
aus Bern (Schweiz) wohnhaft in Montagnola
geboren in Calb (Württemberg) am 2. Juli 1877

und
 Name: Minon D o l b i n geb. Ausländer
 Zivilstand: geschieden seit 10. September 1931 von Benedict Fred
Dolbin
aus Wien (Oesterreich) wohnhaft in Montagnola
geboren in Cernovitz (Rumänien) am 18. September 1895

Indem wir vorstehendes Eheverhältnis veröffentlichen,
 machen wir darauf aufmerksam, dass Einwendungen, welche gegen
 dieses Eheschliessung wegen Eheunfähigkeit der Verlobten oder wegen
 eines gesetzlichen Hindernisses (bürgerliches Gesetzbuch Art.
 96 - 104) erhoben werden, nur schriftlich beim Zivilstandsbeamten
 innerhalb von 10 Tagen von Datum der Veröffentlichung angefangen
 vorgebracht werden müssen.

Angeschlagen am 16. Oktober 1931 Der Zivilstandsbeamte: *)
 in Montagnola und in Berna Unterschrift unleserlich
 L.S. Bürgermeister.

*) Des Kreises in welchem das Aufgebot angeschlagen wurde.

Rückwärts: Name der Eltern
 der Brautgäms: Giovanni Hense verstorben und Karie geb. Gunder
 verstorben
 der Braut: Jakob Ausländer verstorben und Gisella geb. Isard
 verstorben

Abb. 1: Das Aufgebot vom 16. Oktober 1931

Einleitung

Oktober 1931. Im Gemeindeamt von Montagnola/Tessin und im Rathaus zu Bern hängt ein Aufgebot: das Eheverlöbnis des vierundfünfzigjährigen Schriftstellers Hermann Hesse und der sechsunddreißigjährigen Ninon Dolbin geb. Ausländer aus Czernowitz. Die Hochzeit wird auf den 14. November 1931 festgesetzt. Am Vorabend der Trauung schreibt Hesse an den Publizisten Heinrich Wiegand: »Morgen nachmittag gehe ich aufs Standesamt, um mir den Ring durch die Nase ziehen zu lassen. Es war Ninons Wunsch schon lange, und diesen Sommer wurde ihre Wiener Ehe geschieden, und da sie jetzt das Haus so sehr hat bauen helfen etc., etc., kurz, es geschieht nun also.«

Was Hesse von einer neuen Ehe – es ist seine dritte – zu halten scheint, verdeutlicht auch sein Brief an Alfred Kubin: »Meine Heirat ist nichts anderes, als was bei mir eben eine Heirat sein kann: ein Akt der Ergebung nach langem Sträuben, eine Gebärde des Nachgebens und Fünfe grade sein lassen der Frau gegenüber. Immerhin, ich bin dieser Frau dafür dankbar, daß sie mich an der Grenze des Alters noch einmal in Versuchung geführt und zu Fall gebracht hat, daß sie mein Haus führt und mich mit leichten, bekömmlichen Sachen füttert, da ich meistens krank bin.«

Ähnlich äußert Hesse sich auch gegenüber Hermann Hubacher: »Unter anderem muß ich grade noch vor dem Abfahren in meine Badener Gruft aufs Standesamt und dort Ninon als Ehefrau eintragen lassen. Na, wenigstens macht es ihr Spaß, und eine Hochzeitsreise macht sie auch, nach Rom, sie hat es in den langen Bau-Monaten redlich verdient.«

Am Tag nach der Trauung schreibt Ninon von ihrer »Hochzeitsreise« an Hermann Hesse, der sich in Baden bei Zürich zu seiner alljährlichen Rheumakur aufhält: »Manchmal bist Du gütig wie mein Vater, und ich glaube ihn zu sehen, wenn ich Dich ansehe. Ich liebe Dich immer – Vogel – kleiner Knabe – geheimnisvoller Zauberer. [...] Ich bin wieder die kleine Ninon und träume von dem wunderbaren Dichter. Ich bin vierzehn Jahre alt und liege in der Hängematte zwischen dem Nußbaum und der Laube und denke an Dich. Hermann, es sind so viele Jahre seither vergangen, vom Lauscher zum

Leo war der Weg weit, ich habe soviel erlebt und auch gelitten und auch Schönes gehabt – aber ich denke an Dich wie damals in der Hängematte – an den wunderbarsten Menschen der Welt! Du bist mir soviel geworden – Geliebter, Beschützer und nun Gatte – und doch bist Du mir ein Wunder geblieben, das beglückendste Wunder meines Lebens.«

Ist es Pose, wenn Hesse das Beiläufige dieser Heirat betont und sie lediglich als eine Gefälligkeit oder Belohnung für Ninon ausweist? Ist es ärgerliche Einsicht, daß ihre Gegenwart ihm in einem seit April 1927 erprobten »getrennten Zusammenleben« unentbehrlich wurde? Ist er gezwungen, seine Bindungsangst und seinen Hang zur werkfördernden Isolation zu überwinden, um sich vor dem Verlust Ninons zu schützen? Braucht er sie, und will er es sich selbst und anderen nicht eingestehen?

Hesses Lebensweg ist in zahllosen Publikationen getreulich nachgezeichnet worden. Dabei hat man ihn zu einem monomanisch lebenden Einsiedler stilisiert. Ninon blieb neben ihm fast unbeachtet, denn sie störte das Bild vom »Einspänner« und »Eremiten von Montagnola«. So trifft immer noch zu, was diese am 16. Juli 1952 – nach fünfundzwanzigjährigem Zusammenleben mit Hesse – unmutig gegenüber Karl Kerényi äußerte: »Anlässlich des Geburtstages ist viel über den ›ein-samen‹ Hesse geschrieben worden, über sein ›Einsiedler-‹, sein ›Eremitenleben‹, ein neu erschienenenes Lebensbild hat es fertiggebracht, zwar die Namen der ersten und zweiten Frau von H. H. (wenn auch falsch) anzugeben, die dritte Frau aber überhaupt nicht zu erwähnen – so daß ich manchmal versucht bin, an meiner Existenz zu zweifeln.«

Ohne die geistige und biographische Verflechtung von Ninon und Hermann Hesse einzubeziehen, bleibt jedoch vieles in der Werkgeschichte unverstanden. Hesses Werke kreisen stets um die eigene Befindlichkeit, doch fand er, von Stufe zu Stufe wie auf einer sich weitenden Spirale höher steigend, eine immer umfassendere Lösung seiner Lebensfragen: vom Selbstgenuß des Ästheten Lauscher, über den Aussteiger Camenzind, den in die Innenschau vertieften Demian und den steppenwölfischen Outsider Harry Haller, dem Ninon sich helfend zugesellte, führte sein Weg über die erlösende Freundschaft Narziß' und Goldmunds zum Bund der Gleichgesinnten in der »Morgenland-

fahrt« und danach zum Orden der kastalischen Bruderschaft. Der Weg des »Magister Ludi« aus der weltabgekehrten Geisterprovinz Kastalien in die pädagogische Verantwortung, in den Dienst an der nächsten Generation, kennzeichnet Hesses Alterswunsch nach einer Mitgestaltung der Wirklichkeit. Seine Entwicklung von der steppenwölfischen Zerissenheit und Isolation in die Bindung wird getragen vom gelebten Dialog mit Ninon.

Wer ist Ninon? Als vierzehnjährige Schülerin schreibt sie ihren ersten Brief an Hermann Hesse, weil ihr der Roman-Schluß seines Frühwerkes »Peter Camenzind« unglaublich erscheint: der junge Dichter bricht sein Werk unvollendet ab, da er dessen Voraussetzung, das Alleinsein, scheut. Daß Camenzind sich mit der Behaglichkeit eines kleinbürgerlichen Durchschnittsglücks bescheide und sich in die umzäunte Idylle seines Kindheitsdorfes zurückziehe, deutet sie als Verrat an seiner Begabung, seiner »Sendung«. Werkflucht aus Resignation? »Ich kann es nicht glauben!« Da Ninon erkennt, daß der Roman autobiographisch ist, trifft ihre Kritik an Camenzind zugleich Hermann Hesse. In dem nun beginnenden Briefgespräch vertritt die junge Leserin gegenüber dem erfolgreichen Schriftsteller bescheiden und doch selbstbewußt die Meinung, das Glück eines Dichters könne nur am beglückenden Wiederhall seines Werkes gemessen werden.

Wie ein zweiter beherzter Zugriff auf den Autor wirkt Ninons Entschluß im April 1927, in Hesses Nähe zu ziehen. Wieder geht es um die Glücksferne und den Lebensverzicht des Künstlers für sein Werk, um die »tiefe böse Verdrossenheit, diese Dreckhöhle der Herzensleere und Verzweiflung«, die Hesse in seinem 1926 verfaßten Roman »Der Steppenwolf« darstellt. »Ich habe mein Leben lang die Unabhängigkeit gesucht und habe sie nun so gründlich, daß ich daran erstickte«, schreibt er im Mai 1925 an Martha Ringier, und kündigt an, sich an seinem fünfzigsten Geburtstag aufzuhängen. Zum Jahresschluß 1926 hofft er in einem Brief an Emmy Ball-Hennings, die Courage zu finden und sich »den Hals durchzuschneiden, denn das Leben ist mir unerträglich«.

Ninon erkennt, daß Hesses depressive Lebensstimmung diesmal bedrohlicher, sein Zerfall mit der Wirklichkeit radikaler ist, entsprechend krasser klingen die Signale seiner Not. Hier nützt kein brief-

licher Zuspruch mehr! Sie verständigt ihren Mann, den Karikaturisten B. F. Dolbin, von ihrem Entschluß, Hesses »Martyrium« durch behutsame Zuwendung abzumildern: »Hesse lebt ein so martervolles Leben, er quält sich so fürchterlich, er leidet so unter dem Leben und liebt es doch, er braucht die Einsamkeit und leidet doch auch unter ihr – das ist alles ein solcher Komplex von Tragik – aber meine Rolle ist die entsagungsvollste in dem Drama von uns Dreien: H., der Mensch, der sich hat fallen lassen – Du, dem es freisteht, zu handeln, und ich, ich schwebe in der Luft. *Ich* bin allein.«

In der ihr eigenen Zähigkeit durchbricht sie die Abkapselung des Steppenwolfs. Dadurch verschafft sie nach langem »Dahinwehen« auch ihrem eigenen Leben Ausrichtung und Halt.

Bei meinen Besuchen erlebte ich Hermann und Ninon Hesse in ihrer wechselseitigen Zuordnung. Danach versuchte ich, über Ninons Biographie eine neue Perspektive auf Hesses schriftstellerische Arbeit zu gewinnen. Ich sichtete ihren Nachlaß im Deutschen Literaturarchiv in Marbach und sammelte ihre Tagebücher, autobiographischen Romanentwürfe, Kurzgeschichten, Gedichte, Reiseniederschriften, wissenschaftlichen Arbeiten über die griechische Mythologie und ihre Briefwechsel. Ich befragte Verwandte und Freunde des Ehepaars, das Hauspersonal und die Dorfbewohner Montagnolas. Ninons Weg aus Czernowitz, der Provinzhauptstadt im östlichsten Kronland der Habsburgischen Monarchie, über das gärende und völkervermischende Wien des Ersten Weltkriegs, über Paris und Berlin in Hesses Tessiner Dorf kennzeichnet zugleich die geistige Spannweite ihrer Entwicklung.

In ihren Selbstzeugnissen vibriert die Unrast begabter Frauen. Sie fürchtete ein Leben aus zweiter Hand und teilte ihre Zeit ein in die Pflicht für Hesse und die Verpflichtung gegenüber ihrer eigenen Begabung. »Lernen Sie nicht Aufopferung als Postulat an das Weibliche«, schrieb sie mir wohlmeinend warnend. »Gefährte-Sein ist eine Forderung, die für den Mann ebenso gilt wie für die Frau, beides aber ist ein Nebenziel, nicht die Hauptsache.« In einer aus Widerspruch und Einklang wachsenden Zusammengehörigkeit verbanden Ninon und Hermann Hesse die Qual des Sich-Ertragens mit dem Glück des Sich-Brauchens.

Unter dem Aspekt eines gelebten Dialoges möchte ich diese vielschichtige und wandlungsreiche Beziehung darstellen. Da ein Zitat lebendiger charakterisiert als viele erzählende Worte, habe ich alle Gestalten aus ihren Selbstzeugnissen aufgebaut. Die neu erschlossenen Quellen geben Auskunft über Hesses Frauenbild, seine überaus starke Mutterbindung, seine zwanghaften Verweigerungen, seinen Selbstgenuß im Leiden. Aus Ninons Tagebüchern erschließt sich der Zusammenhang zwischen Leidensdruck – seiner oft bezeugten »Lebensqual« – und dichterischer Produktion; Hesses Klagen über depressive Verdüsterungen und die hypochondrische Betonung der kleinen Leiden mußten von seiner Umgebung als seelische Voraussetzung seiner schöpferischen Arbeit akzeptiert werden, bis wieder ein Werk, eine neue »Leidverarbeitung« entstand. Während Hesse der fernöstlichen Geisteswelt zugewandt war, fand Ninon ihre Wahlheimat in Griechenland. Während er den Weg nach innen ging, war sie weltgeöffnet. Glück bestand für sie darin, das ihr Auferlegte mit Sinn zu füllen, es zu *wollen*; so verwandelten sich Zwänge für sie in Freiheiten. Mehr als alle Träume und Utopien galt ihr die Würde des Konkreten.

Ninons Briefe und Tagebücher werfen ein Licht auf das Zwiespältige im Wesen Hermann Hesses. Sie hatte schon bei ihrer ersten Hesse-Lektüre erkannt, daß dem jungen Dichter Camenzind, der im Trotz einer verzweifelten Selbstbehauptung gegen jede Anpassung protestierte, nichts willkommener gewesen wäre als eine familiäre oder soziale Geborgenheit. Sie spürte von Anfang an den Widerspruch zwischen Hesses Selbstdarstellung als Außenseiter und seinem wahren Bedürfnis nach Zugehörigkeit.

Hesse erscheint neben Ninon als der Sich-Versagende, der dennoch von der Liebe der anderen abhängig ist, als der Trotzig-Alleinbleibende, der stets gesucht werden will, als der Aufbegehrende, der immer versöhnungsbereit bleibt, als der Eigensinnige, der seinen Eigensinn schrittweise zurücknimmt. Er nennt sich »winzig kleiner Vogel«, aber sein Lieblingstier ist der Elefant. Er tritt als ein »Wanderer« ins Bild, der im Umgrenzten Heimat sucht, als »Zölibatär«, der dreimal heiratet, als zeitkritischer Bürgerfeind, der auf die Reputation eines Schriftstellers seiner Zeit nicht verzichten kann, als Außenseiter, der sich als

Repräsentant seiner Zeitgenossen versteht, als Introvertierter, der den Dialog braucht.

Trotz aller Widersprüche und Vieldeutigkeiten, trotz aller Brüche und Sprünge in seiner Entwicklung bleibt eine Grundüberzeugung für ihn konstant: die Unvereinbarkeit von Kunst und Leben. Er sieht darin zwei Mächte, die einander verzehren und die von ihm eine klare Entscheidung verlangen: Gemeinschaft oder werkbezogene Konzentration, Familie und Ehe oder Schriftstellerberuf? Im Spannungsfeld zwischen diesen für ihn zwingenden, aber nicht lebbareren Gegensätzen wird er zeitlebens hin- und hergerissen, und wo Eindeutigkeit ihm versagt bleibt, entwickelt er sein literarisches Ich zur ausgleichenden Komponente.

Zur Unterordnung des Lebens unter die Kunst war Hesse entschlossen, seit er als Dreizehnjähriger entweder ein Dichter oder sonst gar nichts werden wollte. Die Hartnäckigkeit, mit der er dieses Ziel verfolgt, wurzelt in früher Kindheit. Sein Wunsch nach Elternliebe und -nähe wird bald durch die Bitterkeit verdrängt, in seiner Eigenart nicht angenommen zu sein. Darum möchte er sich eine widerstandslose Ersatzwelt zaubern und darin auch ein unverletzbares, autonomes Zweites Ich. Durch Einbildungskraft genährt, wächst es zum Kontrast-Ich, zum Ich-Ideal eines Künstlers, dessen Lebensverzicht und familiäre und soziale Bindungslosigkeit er in allen Werken als Notwendigkeit und Forderung an sich selbst thematisiert. Die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen bleibt sichtbar, wenn in vielen Erzählungen sein »Doppel-Ich« auftritt oder seine »Ich-Spaltung« in der polaren Veranlagung seiner Protagonisten veranschaulicht wird. Sein Ziel aber ist und bleibt ein exemplarisches Dichterleben.

In der Metapher eines einsam herumschweifenden Wolfes zeichnet er 1926 ein Selbstbild, das *eine* seiner Entwicklungsstufen ausschnitthaft beleuchtet, das jedoch in seiner Einprägsamkeit für die Hesse-Rezeption maßgeblich bleibt. Durch das Gleichnis dieses sardonischen, unbehausten Menschentieres gerät er ins Bewußtsein seiner Leser als ein Autor, der am Rande der von ihm geächteten Gesellschaft unzählbar seiner schriftstellerischen Arbeit nachgeht. Diese steppenwölfischen Züge haben sein literarisches Ich nachhaltig geprägt; zum Stereotyp verfestigt, wird es auch nicht aufgesprengt, als Hesses Weg zu

Bindung und Gemeinschaft führt. Darum fand die Opferthematik seines Spätwerkes nicht die gebührende Beachtung, die er auch handelnd ins eigene Leben übertrug. Bedrängt durch die zahllosen Leserbriefe, übernahm er eine weit über sein literarisches Wirken hinausreichende Rolle: er opferte nach dem Krieg für die Wegweisung Rat suchender Menschen täglich viele Stunden, indem er die Leserpost gewissenhaft beantwortete und dabei jeder ernsthaften Anfrage aufs persönlichste entsprach. Dieses moralische Amt eines Lebenshelfers betrachtete er als seinen Dienst an der Gemeinschaft.

Doch als Einsamer und Außenseiter hat Hesse in drei aufeinanderfolgenden Generationen seine Leserschaft gewonnen. Die einen suchen in ihm ein bestärkendes Vorbild; sie sehen in ihm einen Verteidiger des Eigensinns gegen die Norm, der Erlebniskraft gegen die Manipulation durch Massenmedien, des freien Spiels gegen die Vorherrschaft des Zweckmäßigen und des Privaten gegen die Macht des Kollektivs. Die anderen beziehen von ihm den formenzersprengenden Mut, sich von Regelmäßigkeit und hemmender Autorität zu lösen und eine dynamische Sicht vom Leben zu gewinnen. Darüber hinaus wurde er zur einladenden Identifikationsfigur für alternative Gruppen, von San Franciscos Blumenkindern über die Erziehungsreformer bis zu den Ökologen. Solche auf Legitimation bedachten Gesinnungskreise werten Hesses Erzählungen oft wortwörtlich wie Rezeptbücher aus, um sie in den Dienst ihrer weltanschaulichen Ziele zu stellen. Diese Teilaspekte müssen den Leser irritieren, der die Geschlossenheit des Gesamtwerkes vor Augen hat und darin die dichterische Verwandlung des Gelebten sucht, dessen Überhöhung zur künstlerischen Gestalt – die »Verdichtung«.

Und die biographische Wahrheit? Wer will schon wahrnehmen, daß Hesses Leben peinlich geordnet verlief, in sorgfältig geplanter Regelmäßigkeit und Tageseinteilung? Auch war er keineswegs weltfremd und hielt viel von Zettelkästen und fehlerloser Buchführung. Es gab wenig Rausch und kaum Anarchisch-Lustvolles in seinem auf Askese und Sparsamkeit bedachten Hausstand. Hesse disziplinierte sich lebenslang für sein Werk, das gegenüber dem in strenger Pflichttreue verlaufenden Alltag die blühendste Kontrastfärbung aufweist. Im Privaten sah Hesse einen Schlupfwinkel, den er vor fremden Blicken ver-

schloß. Die persönlichen Dokumente beweisen, wie weit die Auslegung seiner Werke sich oft von den biographischen Tatsachen entfernt hat.

Daß Hermann Hesse sich im Rollenspiel der von ihm so oft geschmähten zeitgenössischen Gesellschaft selbst einen festen Platz zubilligte, verrät seine Betrachtung »Ausflug in die Stadt« vom Dezember 1925: »Daß Eremitentum kein Beruf sei oder ein minderwertiger, ebenso wie das Betteln, ist eine europäische Modemeinung, [...] welche niemand ernst nehmen wird. Einsiedler ist ein Beruf ebenso wie Schuster.« Er schilderte dann, wie er hin und wieder »aus seinem Beruf, aus seiner Maske und Rolle herausfällt«.

Hermann Hesse war im Erleben immer zugleich der selbstbeobachtende Registrator. Es gab bei ihm keinen Satz, keine Regung, keine Geste, denen er nicht mit ironischer Distanz zusehen konnte, und er hat seinen Lesern ein wohlabgestimmtes Bild seiner selbst geliefert und es konsequent beibehalten. Seine Biographen haben ihn auf dieses literarische Selbstporträt festgelegt. Sie gingen davon aus, daß seine Romane das unmittelbare Zeugnis seines gelebten Lebens darstellten, darum leiteten sie seine Biographie aus der Werkanalyse ab. Doch das Leben ist nie deckungsgleich mit der dichterischen Selbstaussage. Trotz aller dokumentarischen Züge, trotz der erkennbaren Schauplätze und Ereignisse ist Hesses Dichtung immer auch Lebensersatz für ein Leben, das er gerade *nicht* zu führen vermochte.

Da Ninon und Hermann Hesse in gegenseitiger Entsprechung jenseits von »Maske und Rolle« lebten, wird von ihrer Gemeinschaft her sichtbar, wo sich die autobiographische Darstellung vom biographischen Hintergrund löst.

In einem Brief vom August 1929 klagt Hesse, daß die *Dichtung* sein Leben ausgezehrt habe. Der Dichterberuf sei nicht der gewünschte Hilfsweg zu dem ersehnten »wirklichen, persönlichen intensiven, nicht normierten und mechanisierten Leben« geworden, sondern Selbstzweck. »Ich bin ein Dichter geworden, aber ein Mensch bin ich nicht geworden!« Da stand die ausgleichende Gefährtin schon an seiner Seite, geistvoll, vital und weltoffen – Hingabe gepaart mit Eigensinn. »Mein Lebenskamerad Ninon«, nannte Hesse sie, und auch »Schülerin des Aristoteles«, nicht nur, weil sie dessen Abhandlung »Von der

Seele« aus dem Altgriechischen ins Deutsche übersetzt hatte, sondern weil sie im Sinne dieses Philosophen ihr Leben gestaltete: Der Weg zur Erkenntnis führt *durch* diese Welt.

Wenn ihr indirekter Dienst an Hesses Werk auch Verzicht und Selbstrücknahme verlangte und mancher Unmut beim Mittragen seiner Lebensqual in ihr aufstieg, wenn sie in Schweigen und Einsamkeit neben ihm auf ein neues Werk wartete und für den alternden Dichter den unliebsamen Dienst als abschreckende Türhüterin übernahm, wenn sie vor allem keine Gelegenheit fand, ihre Forschungsarbeit über die griechische Mythologie fertig zu stellen, dann bezeugte sie dennoch in ihrem Tagebuch das bleibende Einverständnis mit ihrer 1926 getroffenen Entscheidung, hilfsbereit in die Nähe Hesses zu ziehen: »Ich produzierte nicht Kunst, nur mein Leben, das war mein Werk.«

Erstes Kapitel

Zwänge und Freiheiten

Kindheit und Jugend in Czernowitz

Heimat war mir die deutsche Sprache

Ich wußte, was ein Dichter ist, schon früh. Ich ahnte es, bevor ich es wußte. Ich wußte es, als ich ›Unterm Rad‹ und ›Peter Camenzind‹ gelesen hatte, mit 14 Jahren. Dieses Wissen wurde mit den Jahren vertieft; die Ehrfurcht vor der Dichtkunst wuchs.

Wir waren Töchter und blieben es auch, als es den Vater nicht mehr gab. Wir haben die Sehnsucht zu verehren, uns anzulehnen, nie verloren.*

Als vierzehnjährige Schülerin las Ninon Ausländer Hermann Hesses Frühwerk »Peter Camenzind«. ¹ Betroffen von der Übereinstimmung dessen, was sie empfand, mit Hesses Weltsicht, schrieb sie ihm im Februar 1910 den ersten Brief:

»Ich habe lange hin und her gedacht, ob ich Ihnen schreiben soll, oder nicht. Manchmal war ich schon ganz nahe daran, es zu tun, aber immer wieder unterließ ich es, aus Furcht – ja aus Furcht vor Ihrer möglicherweise kommenden Antwort. So ein liebenswürdig-banales Briefchen, wie es Dichter an unbekannte junge Mädchen zu schreiben pflegen, das fürchtete ich. Aber wie schon jeder Mensch glaubt, eine Ausnahme zu sein, und hofft, als Ausnahme behandelt zu werden (sogar in diesem Glauben schablonenhaft), so glaube auch ich, und ich überredete mich langsam zu diesem Brief. ›Am Ende‹, dachte ich, ›kommt gar nicht das gefürchtete kleine Briefchen, sondern – sondern – –‹. Und nachdem ich einmal so weit war, setzte ich mich hin, diesen Brief zu schreiben. Und nun ich so weit bin, sehe ich erst, wie schwer das ist. Alles, was Ihre Werke in mir erregt haben, zu schildern, das ist schwer, nein es ist mir direkt unmöglich!

O wenn ich alles sagen könnte, was ich möchte! Denn das, was ich

* Die Zitate zu Beginn der Kapitel stammen von Ninon Hesse.

sage, was ich schreibe, das ist alles ein so unvollkommenes Bild dessen, was ich denke und empfinde. O wie ich sie beneide, die Dichter! Sie können sagen, was sie fühlen, sie können den ›tiefsten Schmerz, die höchste Lust‹ in Worten ausdrücken. Und doch hat Peter Camenzind recht mit seinen Worten: ›Das Schönste, das Allerschönste, kann man ja nicht sagen.‹ Vielleicht ist das gerade das Schöne am Allerschönsten, daß man es ganz für sich hat, daß kein anderer darum weiß! Ja, Peter Camenzind hat recht. Das, was uns die Dichter geben, ist noch nicht das Schönste, das Beste ihrer Gedanken. Aber viel Schönes, viel Gutes sagen sie uns. Und wir armen Nichtdichter, die wir nicht die Schaffensfreude kennen, die wir nur allzuhäufig die Natur und das Schöne, das in uns verborgen liegt, vor dem Schmutz des gemeinen Lebens vergessen, wir stehen staunend vor einem Menschen wie Camenzind, der sich eine so reine Seele bewahrt hat, vor einem Menschen, dessen Herz immer für das Gute und Schöne geschlagen hat und noch schlägt. Denn Peter Camenzind ist nicht gestorben, er lebt – und er ringt weiter. Denn Glück, Glück hat er gesucht, und hat es auch damals noch gesucht, als er glaubte, den Frieden errungen zu haben.

Oder ist der Friede Glück? Es muß eigentlich schön sein, wenn es still in einem geworden ist, ganz still und ruhig, und doch wieder muß es furchtbar sein, diese Ruhe, wenn sich keine Hoffnung an sie knüpft, Hoffnung, die vielleicht der beste Teil vom Glück ist. Aber sollte denn wirklich ein Mann, der mitten im Leben steht, der arbeitet und schafft, schon mit dem Leben abgeschlossen haben? Doch nein, er hat ja nicht mit dem Leben abgeschlossen, nur den Kampf mit dem Leben hat er aufgegeben, die Sehnsucht in seinem Herzen nach Liebe, nach Glück, die ist erstorben. Aber ich glaube auch das nicht! Ich kann es nicht glauben, daß ein Mensch plötzlich alle Gefühle, die ihm momentan lästig sind, über Bord wirft und ein andres Leben beginnt, daß einer, der immer ein ›Werdender‹ war, sich plötzlich sagt: ›Halt! Soweit und nicht weiter!‹ und sich damit begnügt, wehmütig lächelnd auf die Vergangenheit zurückzublicken.

Nein, ein Glücksucher wie Camenzind, der ist nicht glücklich, wenn er die Zufriedenheit statt des Glücks gewonnen hat. Zufriedenheit ist das Philisterglück! Und Camenzind ist doch kein Philister! – Ich habe viel zu danken, ihm, der den Camenzind geschrieben, ihm,